

Das Leid der Zinnsoldaten

Er drückt den LötKolben in die Stirn des Soldaten. Direkt unter dem rotgoldenen Hut. Eine feine Schmauchsäule steigt nach oben; der Geruch nach verbrannter Lackfarbe, flüssigem Zinn und bittersüßen Kindertagen wandert in Martins Nase. In seinen Kopf.

Wie oft war er hier im Keller mit seinem Vater gesessen, an der Werkbank, und hatte die Gussformen mit Pulver bestäubt? Wie oft die Figuren nach dem Gießen entgratet? Wie oft mit feinen Strichen die Schulterklappen und Stiefelschnüre aufgepinselt? Wie oft? Wie oft! Und jetzt: Alles vorbei. Nur noch gärende Verzweiflung in der Brust und die Befriedigung, die Männchen zu verstümmeln.

Zwei Männer haben Vater abgeholt, zwei Männer mit dicken Schnauzbärten und schwarzen Haaren. Haben an der Türe geläutet, dann hat Vater aufgemacht und sie haben getuschelt, Martin im Wohnzimmer, neugierig in den Flur geschlichen; hat aber trotzdem kein Wort verstanden.

Dann ein Zucken am Vater, zuerst die Schultern, schließlich die Knie, dann der ganze Körper. Fast wäre er zusammengesunken, aber die Männer haben ihn gehalten. Kein Abschied, keine Nachricht, er ist einfach mitgegangen. Die Mutter ist wütend, ist traurig. Schimpft und weint. »Es musste ja mal so kommen«, grollt sie, als Martin ihr von den zwei Männern erzählt.

Im Keller ist es oft so kalt, dass sie ihren Atem sehen können. Trotzdem sitzen sie unten, auf ihren Schemeln, der Espitkocher als einzige Wärmequelle, die Gießkelle obenauf, das Zinn, wie es langsam schmilzt. Silberne Butter. Und Martin, ganz fasziniert, die Augen auf dem Metall. Die Formen sind mit Talkum eingepudert damit das Zinn nicht haften bleibt. Der Vater nimmt die beiden Hälften, setzt sie zusammen, greift die Klemme und fixiert die Gussform damit. Schön zusammengedrückt, oben das Fülloch.

Sie sehen sich an, Vater wuschelt Martins Haare. Martin knufft den Vater und lacht. Schließlich ist die silberne Butter zerlaufen.

Martin geht mit den bloßen Fingern an den Grenadier, biegt das geschulterte Gewehr mit dem Bajonett, nach hinten. Zinnschrei. Dann mit den LötKolben an den Oberschenkel des Soldaten. Hält dagegen, drückt dagegen, der Kolben müht sich durch das Metall; in den halben Schenkel schon eine Delle geschmolzen, sieht das Männchen jetzt aus, als wäre es von einem großen heißen Tier angefallen worden. Hat sich ein Stück heraus gebissen.

Dann hat Martin die unblutige Amputation durchgeführt. Der Stumpf am Soldaten, er steht auf einem Bein, fällt nicht um, ein tapferer Kerl. Das andere Bein im hohen schwarzen Stiefel steht einsam auf dem Sockel. Ein verlassenes Körperteil.

Nach einigen Stunden ist Vater wieder zurück. Blutig geschlagen. Das haben die zwei Männer gemacht, aber er kann nichts dagegen tun. Martin will die Polizei informieren, der Vater hält ihn am Arm. »Es war doch nur ein kleiner Denkartel.«

Die Mutter lacht; so hat Martin sie noch nie lachen hören: Böse, hämisch, eine Tonlage Verzweiflung schwingt mit. Ihre Augen werfen Messer. »Dreckskerl«, zischt sie. Sie weiß noch nichts, aber sie ahnt. Martin ahnt nicht einmal. Er versteht die Welt nicht mehr. Dass Vater so oft weg ist - manchmal auch über Nacht. Manchmal kommt er betrunken nach Hause. Früher nie.

Jetzt darf Martin den Gießlöffel nehmen, aber vorsichtig, das flüssige Zinn ist heiß, wenn es tropft, verbrennt es dich. Balanciert es über die Gussform. Er zittert nicht, trotz der Aufregung. Und dann, in der richtigen Geschwindigkeit, nicht zu schnell, nicht zu langsam, viele Male zugesehen und selbst versucht, aber jetzt hat er den Dreh raus, zügig und nicht zögerlich, schüttet er das Silber in die Metallform. Leises Knacken. »Gleich noch einen«, fordert Martin übermütig, aber Vater schüttelt mit dem Kopf. »Nicht mehr als einen Soldaten pro Tag«, sagt er. Es werden sonst zu viele und Mutter schimpft eh schon; lauter Staubfänger. Sagt sie.

In der Nacht wird Martin vom Geschrei geweckt. Es kommt aus dem Wohnzimmer, mitten in der Nacht, die Eltern sind noch nicht ins Bett gegangen. Er kann den Inhalt des Geschreis nicht verstehen, die Stimme der Mutter überschlägt sich, dazwischen hört er ein kehliges Schluchzen. Vater. Warum wehrt er sich nicht? Erst die fremden Männer, jetzt die eigene Frau. Sie machen ihn fertig, Martin steht auf, will dem Vater zur Hilfe eilen; wenn schon sonst keiner zu ihm steht! Im Wohnzimmer sieht er das Drama, Vater weinend auf der Couch, Mutter geht auf und ab, Tigermutter. »Papa«, ruft Martin. »Geh ins Bett«, faucht das Raubtier.

Das andere Bein, das Standbein, wird jetzt auch so warm und weich, dass es den Körper des Grenadiers nicht mehr halten kann. Er sackt vornüber, langsam, ein Zeitlupenfall. Leidet träge und stumm.

Martin hält inne, ganz schräg, verquer gequält ist der Soldat jetzt. Ein Siebener mit falscher Schenkellänge. Lächerlicher Anblick. Er rammt ihm den LötKolben von hinten ins Kreuz, am Haarzopf vorbei, durchs dunkelblaue Zinngewand ins Zinnfleisch, ins Zinngedärm. Frisst sich weiter und weiter und stinkt und beugt den Kameraden tiefer, die Spitze der Mütze berührt fast schon den Boden, am Bauch kommt der Kolben durch. Trichterloch im Rücken.

»Rühr den Jungen nicht an«, beißt Mutter. Vater sieht sie bittend an; was darf sie nicht sagen, was darf Martin nicht hören? »Du glaubst doch nicht ...« Seine Stimme ist Blätterrauschen im Wind. » ... dass ich mein eigenes Kind ...« Schwillt auf und ab, findet keinen Halt. »Dir traue ich alles zu.« Sie dreht sich nicht um beim Sprechen. Martin taumelt hin und her. Zur Mutter, die am Fenster steht und hinaus sieht? Zum Vater, der ihn nicht anfassen darf? Er dreht sich um und rennt zur Kellertreppe, ohne Licht hinunter in den Zinngießraum, dunkel, kühl. Ein paar unfertige Soldaten: Husar ohne Farbe auf der wehenden Fahne. Stürmender Musketier, Trommler, Offizier mit Degen.

Nach einer Butterbrot-Pause und Limonade in der Küche wieder in den Keller, Vater berührt die Form, sie ist noch handwarm. Der aufregendste Moment naht, das Schlüpfen des neuen Soldaten. Martin fällt die Spannung aus dem Mund. »Darf ich, darf ich?«

Er darf. Entfernt die Klammer, nimmt die beiden Formhälften an den Griffen und wackelt, Druck, Gegendruck, bis sich die Form mit leisem Knacken vom Zinn löst. In einer Hälfte hängt das frische Männchen noch, liegt aufrecht im Kindbett. Martin klopft ihn heraus. Schön ist er geworden, ein guter Guss, ein treuer Kamerad. Kann gar nicht erwarten, abgestaubt und entgratet und bemalt zu werden.

Auf dem Pausenhof dann die Schmach, der fette Boris, »Dein Vater steckt seinen Pimmel in kleine Jungen« und die anderen erzählen »Dein Vater hat dem Ahmed zwischen die Beine gefasst. Aber dann hat er Dresche gekriegt vom Ahmed seinem Vater und dem Onkel.« Martin hält sich die Ohren zu. Lügen. Lügen! Lügen? Aber keiner hilft, keiner holt ihn da raus. Nach der Schule läuft er gleich heim, außer Atem, die Mutter in der Küche, greint und

rauft sich die Locken, wie so oft, schleudert das Geschirr in die Spüle dass es scheppert. Die Polizei war da, hat den Vater mitgenommen. Martin steht unschlüssig im Zimmer herum. Er wollte Rettung vor den Lügenmäulern und jetzt ist alles wahr.

Er bricht dem Grenadier das Genick, ein letzter starker harter Druck mit dem LötKolben, den doofen Schopf abgeschmort und jetzt kopflos. Martin zieht den Stecker aus der Dose. Der Kolben kühlt ab. Für heute ist genug gemordet und gefoltert, hat das Zinn laut genug geschrieen. Er wirft den geschundenen Kadaver in die Ecke der Vergangenheit, zu den anderen Verstümmelten. Was für ein Scheiß! Nur Metall und ein wenig Farbe. Vergeudete Stunden im Keller. Kalt. Dunkel. Einsam. Blöde Zinnsoldaten.

»Nicht mehr als einen Soldaten pro Tag«, spricht Martin laut in die Leere des Kellers.